



Brain Drain mit umgekehrten Vorzeichen: Gleich eine Reihe von Theaterleuten sind nach Jahren im Ausland in die Ostschweiz zurückgekommen. Und nehmen sich Stoffe von hier vor. Was hat es mit den Brettern, die die Heimat bedeuten, auf sich?

TEXT: PETER SURBER

Sein humoristischer Lebenslauf auf der Website schwärmt von der Kindheit, die er in Urnäsch, «in einem der grössten Käseabbaugebiete Europas» genossen habe – und endet mit einem Blick in die Zukunft: «Philipp Langenegger ist auf direktem und multimedialem Wege in den Schauspielolymp, wo sich der passionierte Hobby-Jodler dann seinen endgültigen Wunsch erfüllen wird: die Wiederbelebung des klassischen Heimatfilms.» Dieser Vision – oder zumindest seiner Heimat – ist der Schauspieler inzwischen einen Riesenschritt näher gekommen: Nach rund 15 Jahren in Deutschland sind die Langeneggers mit ihren vier Buben ins heimatliche Urnäsch heimgekehrt.

Von dort war er, nach einer Metzgerlehre, mit 20 weggegangen, zuerst nach Zürich, dann nach New York, schliesslich an eine Schauspielschule in Köln, wo es ihn erst einmal «döregschöttlet» habe. In Deutschland hat er seither in zahllosen TV-Produktionen mitgespielt und wurde in den Jahren 2009–2011 populär als eigenwilliger Robert Brinkmann in den mehreren hundert Episoden der Telenovela *Alisa – Folge deinem Herzen* und der Nachfolgeserie *Hanna – Folge deinem Herzen*. Jetzt ist er selber seinem Herzen gefolgt.

«E Säpfeopere» würde er gern machen

Eigentlich sage man ja: Wer zehn Jahre in der Fremde gewesen sei, der komme nicht mehr nach Hause, sagt Langenegger beim Gespräch. Warum die Rückkehr? Im beschaulichen Potsdam bei Berlin sei die Familie gut integriert gewesen, auch wenn sie weiterhin «die Schweizer» genannt wurden. Die Kinder (heute zwischen 2 und 10 Jahren) hatten ihre Freunde, die Wohnlage am Park von Schloss Sanssouci war ideal, der Arbeitsort (die Studios Babelsberg) lag nahe, in 20 Minuten war man am Bahnhof Zoo. Und trotzdem: Die Berge hätten ihm gefehlt, die Arbeit drohte routiniert zu werden, und Trägheit, das wäre das Allerschlimmste, sagt Langenegger. Auch die Perspektiven für die Kinder spielten eine Rolle: Berufslehren gelten in der Schweiz mehr als in Deutschland, das System sei nicht so ausschliesslich aufs Abitur fixiert. So kam es zur Rückkehr, letzten August, «Schlegel a Wegge» sei das gegangen.

Und jetzt also der Traum: ein Heimatfilm? Eine «Appenzeller Soap» zumindest würde er gern realisieren, «e Säpfeopere», wie er in seinem ausgeprägten Hinterländer Dialekt sagt. Die Heimat hat er allerdings schon rückerobert: Seit 2010 bereits tritt Langenegger mit Mundart-Programmen im Appenzellerland auf. Mehrere Produktionen hat er inzwischen auf die Bühne gebracht und damit der Wiederbelebung der Dialektliteratur in Ausserrhoden einen kräftigen Schub versetzt. *Vo Ärbet, G'sang ond Liebi* heisst eins der Programme, *E Hammpfle Original* ein anderes. Langenegger verkörpert darin wie kein zweiter (oder wie höchstens noch SimonENZler im Innerrhodischen) den typischen Appenzeller. Und wurde 2013 prompt zum «Appenzeller des Jahres» gewählt. Gerade entwickelt er ein Programm zum Jubiläum der Ausserrhoder Assekuranz.

Mit seinen Mundartprogrammen hat Langenegger einen schon fast unheimlichen Erfolg beim Publikum. Soll man das als «retrovertiert», als Nostalgie-Bewirtschaftung kritisieren? Oder als Erinnerungsarbeit bewundern? Wie sieht er selber seine Rolle? Die Land-

schaftsliebe und die Liebe zur Sprache hätten auf jeden Fall grosses Gewicht gehabt beim Entscheid, zurückzukommen, sagt Langenegger, Jahrgang 1976 – in Urnäsch ist man sofort in der Höhe, man hocke nicht wochenlang im grauen Einerlei, die Buben könnten barfuss zur Schule und bekämen ein Stück Heimat inklusive Brauchtum mit auf den Weg.

Vor allem aber: «Meine Energie will ich hier einsetzen.» In seiner alten Heimat finde er die inspirierenden Themen. Hier seien sofort viele Türen aufgegangen, hier finde er Wertschätzung, mehr oder zumindest anders als in Deutschland, «wo alls en Tick härter isch». Aktuell steckt er seine Energie und Forscherlust in die Wiederbelebung der *Narregmend*-Tradition. Ende April, am Landsgemeindesonntag, geht in Teufen eine neue *Narregmend* mit politischen Aktualitäten über die Bühne. Langenegger und seine Mit-«Ratsherren» wollen allerhand Stacheln ausfahren an diesem Auftritt ihrer satirischen Gegenregierung. Er mag einer sein, der gern «s'Chalb macht». Aber zugleich ist es ihm ernst mit seinen appenzellischen Themen: Zurückkommen heisst für ihn nicht, sich zu arrangieren – sondern sich der eigenen Geschichte zu stellen.

In der Schwebel

«Heimweh finde ich etwas Schönes.» Jeanne Devos hat das Gefühl grad wieder erlebt bei einem Besuch im «Haus Appenzell», jenem Ausstellungsraum in Zürich, der seinerseits eine Heimweh-Institution ist. Devos ist in Heiden aufgewachsen und als Schauspielerin ausgezogen, wie alle, in jungen Jahren, hat in Weimar im Ensemble Hauptrollen gespielt und Auszeichnungen eingeharnt. Und ist seit drei Jahren zurück, wohnhaft in Zürich, dort und weiterhin auch in Deutschland als Schauspielerin engagiert. Aber auch vielfach tätig im Appenzellerland. «Eine Schwebelposition, die ich schätze und gegenwärtig nicht aufgeben will», sagt sie. Weil sie ihr das wichtigste ermögliche: Freiheit.

Ihre Rückkehr hatte nicht zuletzt mit dem Interesse an der freien Theaterszene in der Schweiz zu tun, in der nach ihrer Einschätzung spannende Dinge passieren und sie sich einbringen will und kann; aktuell ist es ein Projekt in der Zürcher Winkelwiese. 2013 waren es explizit appenzellische Themen, die sie beschäftigt haben, mit Auftritten auf der Wanderbühne «Ledi» oder mit einem Hörspiel im Dialekt. Je eigener die Projekte, je persönlicher die Themen, umso mehr seien es für sie «Wurzelthemen» – Stoffe, die mit ihrer Herkunft zu tun haben. «Zurückkommen und sich mit der eigenen Geschichte verbinden, das ist mir wichtig – aber genauso wichtig ist es, dann auch wieder wegzugehen.» Es ist die Zwischenperspektive, die sie interessiert. Sie nennt es den «Blick von schräg oben».

Eigene Projekte zu realisieren sei allerdings auch hierzulande im Moment «extrem schwierig», selbst für etablierte Truppen: Die freien Theater spüren den Spardruck. Finanzielle Gründe, in die Schweiz zurückzukommen, hätten bei ihrem Entscheid denn auch nur am Rand mitgespielt. «Geld ist kein zentrales Motiv – sonst hätte ich nicht diesen Beruf gewählt.» Immerhin: Mit einem Artist-in-Residence-Stipendium von Appenzell Ausserrhoden wird Jeanne Devos dieses Jahr erneut weggehen, nach Brüssel oder Berlin.

Zurück in Eis und Schnee

Ähnlich wie Devos umschreibt Danielle Strahm ihre Rückkehrerinnen-Existenz. Auch sie stammt aus Heiden, auch sie ist weggegangen, hat in Wien studiert, in Graz als Regieassistentin gearbeitet, dort und in deutschen Städten inszeniert. Und ist jetzt zurückgekommen, wenigstens fast: ins Vorarlberg, nach Hittisau, wo sie mit Kind und ihrem Mann Tobias Fend lebt. Zu zweit haben sie Café fuerte erfunden: eine freie Theatertruppe, die «grosse Stücke an kleinen Orten» spielt. Ein Seilbahntheater war darunter oder zwei Inszenierungen im Tiefschnee auf der Ebenalp: das Schmugglerstück *Die Schwärzer* und das Bergdrama *Kaltes Land*.

Urige Stoffe an urigen Orten: Das wirkt geradezu «retro im Quadrat». Strahm sieht ihre Arbeit vorerst einmal pragmatisch: Das Appenzellerland oder das Vorarlberg seien in Theaterdingen noch nicht übersättigt. Und eigenwillige Projekte wie die von Café fuerte zögen nicht nur ein breiteres Publikum an, sondern erhielten auch solide Kulturförderung – solider zumindest als in Deutschland oder Österreich. Entscheidend ist aber auch für Strahm: Hier zuhause liegen die Themen, die sie interessieren und inspirieren. Hier ist die Landschaft, hier spricht man die Sprache, mit der sie theatralisch arbeiten will. Aus Nostalgie? Mit Heimatgefühlen auf jeden Fall, bestätigt sie. «Ich finde es fein, jetzt Wurzeln schlagen zu können.» Das Schmugglerstück schlägt inzwischen seinerseits Wurzeln, es wird im Mai wieder gespielt, an passendem Grenzort: in Lustenau.

Kuh-Theater

Langenegger, Devos, Strahm – man könnte fast fragen: Wer hat es am längsten ausgehalten in der Fremde? Seraina Kobelt ist mit 20 weg und mit 30 zurückgekommen. Weg aus dem Toggenburg, zurück ins Toggenburg, wo sie ob dem Chössitheater in Lichtensteig wohnt. Sie hat Schauspiel in München studiert, in München und Berlin gearbeitet, hat «super» Erfahrungen gemacht – aber Berlin sei ihr nach ein paar Jahren zu viel geworden. «Wer im Toggenburg aufgewachsen ist, ist halt doch ein Landei», sagt sie. Berlin war ihr zu flach, sie vermisste die Natur, die Berge, das Wetter, und sie sei drum nach ihrer Rückkehr 2012 erstmal «richtig aufgeblüht». Eng ist es ihr seither noch nicht wieder geworden im Bergtal – «wenns mir eng wird, gehe ich wieder».

Vorerst hat sie eine freie Gruppe gegründet. Theaterbrauerei RehMirandolina heisst sie und ist kürzlich mit ihrem ersten Stück an die Öffentlichkeit getreten: ausgerechnet einem «Alpenthiller» mit Kuh und Stier als Hauptfiguren. Tiere zu spielen war ihr Wunsch, und die Kuh habe sich im Wortsinn aufgedrängt: «Überall sinds, die Chüe» – und führten dabei oft ein bedauernswertes Leben, enthornt, entfremdet und auf Milch-Hochleistung getrimmt. Nach *Projekt Kuh* (1. bis 3. April in der Bühne S in Zürich Stadelhofen zu sehen) ist bereits ein nächstes Projekt in Arbeit, so viel verrät sie: Es geht erneut um ein im weitesten Sinn umweltpolitisches Thema. Natur und Umwelt als theatralische Anreger: das liegt anscheinend nahe, wenn man im Toggenburg aufwächst.



Danielle Strahm



Karin Enzler



Jeanne Devos



Philipp Langenegger



Seraina Kobelt

Der Saugoof und das Gööfli

Karin Enzler ist (noch) nicht zurückgekommen. Mit 20 ist sie weg von Appenzell. Sie wollte Schauspielerin werden und zwar in Deutschland. 15 Jahre später wollte sie zurückzukehren, dann kam, sagt sie, das Gööfli dazwischen. Und so reden wir am Telefon zwischen St.Gallen und Bremen über das Doch-nicht- oder Noch-nicht-Zurückkehren, über das Dazwischensein.

Mit «Rückwärts» als Haltung kann Karin Enzler nichts anfangen, Sätze wie «Dett wäs besse als doo» oder «Früene ischs besse gse als jetz» regen sie auf. Es wäre ja bloss traurig, wenn es im Leben retour ginge, findet sie. Trotzdem sei gerade in der Auseinandersetzung mit ihrer alten Heimat das Thema präsent, aber halt «extrem kompliziert». Zum Beispiel sprachlich: In Appenzell dauere es immer eine Weile, «bis me sich wiede iigschwätzt hät» – dafür schwätzt und «spässlet» es sich dann umso natürlicher. Nach Appenzell zurückzukommen, sei jeweils ein bisschen «wie Weihnachten» – aber zugleich empfindet sie es als «besetzten Raum». Und da ist die Frage: Wie kann ich die beiden Welten verbinden?

Enzler hat den Weg mit eigenen Liedern und Texten gefunden. In Mundart. *Saugoof* heisst eins der Lieder, ein anderes *Föh*. Im Dialekt komme die Intuition und die Inspiration, sie nennt es auch die «Eigenkreativität» fast wie von selber. Während ihr auf Hochdeutsch manches erstmal blöd und billig vorkomme. Ihre Texte spielen mit der Sprache und mit deren Tiefenschichten, vielleicht sind es die Herzsichten. So wie beim Theaterstück über den *Schottesep*, eine legendäre Innerrhoder Figur, das sie 2014 mit Laienspielern als eine Art «Roadmovie» in einem ehemaligen Bahndepot in Wasserauen inszeniert hat. Eine heimatliche In-

tensivkur muss das gewesen sein – bei der sie sich zwischendurch schon mal gefragt habe: «Wa hocksch du eigentlich z’Tütschland?»

Andrerseits ist sie dort gern. Und erfolgreich. Am Theater Bremen gehört Karin Enzler seit 2012 zum Ensemble, Stationen zuvor waren Hamburg, Linz und andere. Ihr Vertrag in Bremen läuft für die nächsten zwei Spielzeiten. Gerade ist sie in Ibsens *Nora* engagiert. In ihrer Vita liest man, was sie auch noch kann: diverse Schweizer Dialekte, Yoga, Skifahren, Tango, Staplerfahren und Schiessen (Sturmgewehr 90). Nächste eigene Projekte in der Schweiz hätte sie auch schon im Kopf und bringt ihr Doppelleben auf den schönen Satz: «Es gefällt mir, wenn das Weitergehen immer mal wieder daheim vorbeikommt.»

Auf ihrem Blog hat sie die Heimat-Thematik anlässlich einer «tournee intercantonale» mit ihren Liedern aufgegriffen. Da steht unter anderem: «Dass es eine schwierige Frage ist, wie es sich denn nun mit der Heimat verhält, oder anders gesagt: wie man sich selber zur Heimat verhält, ist allgemein bekannt. Umso interessanter war daher die Erfahrung, ausserhalb des Wurzel-Einzugsgebietes Appenzell zu spielen und zu überprüfen, ob ich ab jetzt vielleicht doch besser mit Untertiteln arbeiten sollte oder auch mal einen englischen Song vortragen! – Weit gefehlt. Der Sehnsuchtsort Appenzell, oder allgemeiner gesprochen: das Raue, Mysteriöse weil Unverständliche, das Exotische oder (Vorsicht:) das Authentische setzten sich über Kantongrenzen und Sprachbarrieren hinweg.»

Inzwischen wird, man hört es durchs Telefon, das Gööfli unruhig. Es heisst Mauritius, weil es am 22. September, dem Tag des Namenspatrons geboren wurde. Dass Mauritius auch der Kirchenpatron der Pfarrkirche Appenzell ist, hat Karin Enzler erst hintendrein gemerkt.

Peter Surber, 1957, ist Saiten-Redaktor.